



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

Unter den Sithi Osten Ards gibt es keine anderen zwei, die so geliebt und bewundert werden, wie die beiden Söhne der Herrscherfamilie: Hakatri, ein stets verlässlicher Junge, und sein stolzer und leidenschaftlicher kleiner Bruder Ineluki, der spätere Sturmkönig. Sein Temperament reißt den Jüngeren hin, einen gleichermaßen kühnen wie schrecklichen Schwur zu leisten: Er will das tödliche und furchtbare Ungeheuer Hidohebbi vernichten. Aber damit bringt er nicht nur seinen Bruder und sich selbst in die größte Gefahr, sondern er beschwört auch eine Katastrophe für alle Sithi herauf, womöglich sogar für das ganze menschliche Geschlecht.

TAD WILLIAMS, geboren 1957 in Kalifornien, ist Bestseller-Autor und für seine epischen Fantasy- und Science-Fiction-Reihen, darunter *Otherland*, *Shadowmarch* und *Der letzte König von Osten Ard*, bekannt. Seine Bücher, die Genres erschaffen und bisherige Genre-Grenzen gesprengt haben, wurden weltweit mehrere zehnte Millionen Male verkauft.

CORNELIA HOLFELDER-VON DER TANN, geboren 1950, studierte Germanistik, Romanistik und Anglistik und wurde mit diversen Stipendien ausgezeichnet.

WOLFRAM STRÖLE, geboren 1957, studierte Anglistik und Geschichte und wurde für seine Übersetzungen u. a. mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet.

TAD WILLIAMS

BRÜDER  
DES  
WINDES

Ein Roman aus Osten Ard

Aus dem Amerikanischen  
von Cornelia Holfelder-von der Tann  
und Wolfram Ströle

Klett-Cotta

Hobbit Presse

[www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Brothers of the Wind« im Verlag DAW, New York

© 2021 Beale Williams Enterprise. All Rights Reserved.

Für die deutsche Ausgabe

© 2022, 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

Illustration: Max Meinzold, München

Karte: Isaac Stewart

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98814-7

E-Book ISBN 978-3-608-11856-8

*Für Cindy Yan*

# INHALT

*Erster Teil*  
Der schwarze Wurm

11

*Zweiter Teil*  
Der silberne Baum

135

*Dritter Teil*  
Die weißen Mauern

197

*Vierter Teil*  
Das graue Land

255

*Fünfter Teil*  
Das grüne Meer

319

Widmung

365

Dank

367

Erster Teil

DER SCHWARZE WURM

Ich unternehme es jetzt, die Geschichte meines Herrn Hakatri zu erzählen oder jedenfalls die Teile, die ich selbst miterlebt habe, doch noch ehe ich beginne, bin ich schon voller Zweifel. Ich kann die Geschichte meines Herrn nicht erzählen, ohne auch von mir zu berichten, aber ich bin nicht mehr der Pamon Kes, der so lange an seiner Seite gereist ist. Das, was uns widerfuhr, hat mich fast so sehr verändert wie ihn, und ich erinnere mich kaum noch an den, der ich damals war. Dennoch: Der Pamon Kes von heute wird sein Bestes tun zu erzählen, was der Pamon Kes von damals in jener schicksalhaften Zeit sah, hörte und fühlte.

Ich habe keine Ahnung, wer diese Worte lesen wird, aber mein Gefühl sagt, ich muss sie niederschreiben. Die Jahre vergehen, irgendwann wird der Tod mir die Augen schließen und mich verstummen lassen. Das Wissen um solch wichtige Geschehnisse gehört nicht mir allein, sondern allen Erben des Verlorenen Gartens.

Trotzdem ist es kein Leichtes, unerfreuliche Wahrheiten auszusprechen, auch wenn man es hinter dem Schild der Ehrlichkeit tut. Viele werden meine Worte mit Hohn und Verachtung aufnehmen, weil ich bin, was ich bin – ein Tinukeda'ya, einer von denen, die oft auch »Wechselwesen« genannt werden und für geringere Kreaturen erachtet werden als unsere Zida'ya-Herren. Aber ich bitte die, die mein Bericht erzürnen könnte, zu verstehen, dass ich mich trotz allem, was geschehen ist, dem Haus der



Tanzenden Jahre und dem Volk von Asu'a immer noch in Treue verbunden fühle. Die einzige Möglichkeit, die mir bleibt, diese Treue zu zeigen und meinen Herrn zu ehren, ist es, die Dinge so darzustellen, wie ich sie in Erinnerung habe, ohne Rücksicht darauf, dass manch einer darüber nicht glücklich sein wird.

»Pflicht ist Ehre«, pflegte mein strenger Vater zu sagen. »Und Ehre ist alles.«

Aber ich würde dem noch etwas hinzufügen. Ich habe gelernt, dass unsere oberste Pflicht die Pflicht zur Wahrheit ist, denn ohne die Wahrheit ist alle Ehre hohl.

Es war in den letzten Tagen des Schlangenmonds, früh in der Zeit der Erneuerung, als das Wetter sich gerade zu ändern begann. Alles schien ganz normal für die Jahreszeit: Der Himmel über der Stadt war, wie schon seit einigen Tagen, kalt, aber hell, und viele Vögel sangen.

In der Früh, nachdem ich ein Gebet an den Verlorenen Garten gerichtet hatte, ging ich in die großen Stallungen des Palastes, um die Pflege der Pferde meines Herrn und die Morgenfütterung zu beaufsichtigen und dabei zu schauen, ob alle Tiere in bester Verfassung waren oder ob eines womöglich irgendeine Kümmernis oder eine Wunde plagte. Es schien ein Tag wie jeder andere. Um mich herum waren niedriger gestellte Tinukeda'ya, hauptsächlich Pferde- und Stallknechte, fleißig bei der Arbeit, auch nachdem die Pferde gefressen hatten; sie striegelten das prächtige Fell der Tiere, führten sie auf dem weißen Sand des Hofes umher, um sie zu bewegen, und umhegten sie auf vielerlei Art und Weise. Die Stallungen von Asu'a sind voll von Pferden stolzer, alter Abstammungslinien, und die, die für sie sorgen, sind ebenfalls stolz.

Yohe, Waffenträgerin – vergleichbar dem, was die Sterblichen des Südens »Knappe« nennen – des Bruders meines Herrn, Ineluki, war die einzige Zida'ya, die ich in den Stallungen antraf.

Yohe war dünn, selbst für ihr schlankes Volk, kräftig und pragmatisch, und sie trug das Haar immer eng am Kopf geflochten, damit es sie bei der Arbeit nicht behinderte. Sie sang leise, während sie ein Neun-Jahreszeiten-Fohlen mit dem Mottenzaum bekannt machte. Unsere Blicke trafen sich, aber sie begrüßte mich lediglich mit einem knappen Nicken. Ich war auch Waffenträger, genau wie Yohe, doch die Zida'ya-Knappen verschwendeten kaum je Zeit damit, höflich zu mir zu sein, wobei Yohe immerhin meine Anwesenheit zur Kenntnis nahm. Sie hatte zudem eine Rechtfertigung für ihre knappe Begrüßung: Einem jungen Pferd erstmals einen Zaum anzulegen, ist eine heikle Sache. Unsere Pferde mögen es nicht, irgendetwas im Gesicht zu haben, nicht einmal etwas so Leichtes wie einen Mottenzaum. (Ich habe nie verstanden, wie die Sterblichen ihren Pferden eine Gebissstange ins Maul schieben können, unsere Asu'a-Pferde würden sich das nie gefallen lassen.) Ich beobachtete, wie Yohe die »Flügel« der Motte anhub, indem sie sanft am Zügel zog. Das Fohlen scharrte ein wenig mit den Hufen, aber Yohe hatte eine leichte Hand, und das Fohlen blieb ruhig, eingelullt durch ihren uralten Gesang. Ich fuhr fort, die Pferde meines Herrn zu inspizieren.

Als ich einen Stein aus dem Huf der hellen Stute Gischtkrone kratzte und überlegte, ob der Bronzeschmied sie wohl neu beschlagen müsste, kam ein junger Tinukeda'ya-Stallknecht vom Hof hereingerannt. Es war Nali-Yun, ganz rot vor Aufregung.

»Waffenträger Pamon, da sind Sterbliche im Palast!«, verkündete er laut.

Yohe wandte sich ihm zornig zu. »Bist du verrückt?«, zischte sie ihn an und versuchte dabei, das erschrockene Fohlen zu beruhigen. »Brüllst wie ein Tier! Pass doch auf, Wechselwesen!«

Ich zog Nali-Yun beiseite. »Wann sind denn *keine* Sterblichen im Palast?«, fragte ich ihn ruhig. »Sie stehen doch jeden Morgen vor Sonnenaufgang an den Toren Schlange, um Dinge einzutauschen oder zu verkaufen. Sie lungern im Besucherhof herum und

schreien wie Krähen auf jeden Vorbeikommenden ein, in der Hoffnung auf eine Audienz bei der Sa'onsera und dem Protektor – die ihnen nie gewährt werden wird. Wir können doch kaum einen Schritt aus dem inneren Palast hinaustun, ohne über irgendwelche Sterblichen zu stolpern. Warum schreist du wegen etwas so Normalem derart herum?«

»Du bist immer so streng, Pamon Kes«, beschwerte er sich. »Was ich zu sagen habe, ist überhaupt nicht normal.«

»Im Stall herumzuschreien auch nicht.« Doch es behagte mir gar nicht, einen anderen Tinukeda'ya vor Yohe auszuschelten – sie und die übrigen Zida'ya-Knappen hielten schon wenig genug von uns. »Also, sprich, warum ist die Ankunft weiterer Sterblicher ungewöhnlich?«

»Weil es eine ganze Schar von Sterblichenmännern aus dem Westen ist. Sie haben um eine Audienz ersucht – und Herrin Amerasu hat sie ihnen gewährt. Sie beginnt beim Läuten der Morgenglocke. Du musst schnell hin!«

»Zwing mich nicht, noch mal Ruhe zu verlangen«, warnte ihn Yohe streng.

Ich tat mein Bestes, mich dem jungen Stallknecht gegenüber zu beherrschen. »Warum sollte ich schnell hinmüssen? Um ein paar Sterblichenmänner zu sehen? Das ist doch nichts Neues.«

»Na ja, du solltest dich wohl trotzdem beeilen«, sagte er grinsend. »Weil dein Herr Hakatri wünscht, dass du zu ihm in die Halle der Tausend Blätter kommst.«

»Du Dummkopf.« Jetzt war ich richtig ärgerlich. »Das hättest du mir gleich sagen sollen.«

Ich säuberte mich sofort, so gut es ging, und eilte in die große Halle, doch durch das Geschwätz des Stallknechts hatte ich unnötig Zeit verloren. Als ich die Vorhalle der großen Halle erreichte, strömten die anderen Höflinge bereits hinein. Die allermeisten waren goldhäutige Zida'ya wie mein Herr, aber ich sah auch ein paar knochenbleiche Hikeda'ya, Angehörige des Bru-

der-Volks der Zida'ya. (Wir Tinukeda'ya haben ebenfalls goldene Haut, aber unser Goldton ist nicht so kräftig wie der unserer Zida'ya-Herren, wie bei verdünntem Wein.) Hikedaya waren jetzt in Asu'a selten – die meisten waren ihrer selbsternannten Königin Utuk'ku nach Norden in deren Bergstadt Nakkiga gefolgt –, weshalb sie mit ihren onyxschwarzen Augen und ihrer pergamenthellen Haut umso mehr hervorstachen. Die Hikedaya, die in Asu'a geblieben waren, hatten ihr Leben hier unter den Zida'ya über ihre Blutsbande gestellt, und wenn sie auch von ihren Verwandten im Norden dafür verachtet und sogar als Verräter betrachtet wurden, mischten sich die Hikedaya von Asu'a weiterhin so selbstverständlich unter das Volk meines Herrn, als hätte die große Trennung der beiden Clans nie stattgefunden.

Als ich eintrat, fiel das erste Sonnenlicht durch die hohen Fenster der Halle der Tausend Blätter auf die vielen verschiedenen Farbtöne von Kleidung und Haaren der versammelten Zida'ya. Hoch über den Köpfen, an den Wänden und unterm Dach des heiligen Kuppelsaals, den die Zida'ya den Yásira nannten, leuchteten die Flügel der zahllosen Schmetterlinge auf, die dort saßen und langsam erwachten.

Auf dem Podest unter der offenen Kuppel saßen die führenden Mitglieder des Hauses der Tanzenden Jahre – die meisten jedenfalls. Die Ehrenplätze gehörten natürlich Sa'onsera Amerasu und Protektor Iyu'unigato, den Eltern meines Herrn Hakatri. Die Ehefrau meines Herrn, Briseyu, saß auch dort oben, auf dem Schoß ihre kleine Tochter Likimeya, der es nicht zu gefallen schien, von den mütterlichen Armen festgehalten zu werden. Selbst der jüngere Bruder meines Herrn, Ineluki, war jetzt eingetroffen und stieß zu seiner Familie. Das einzige wichtige Mitglied des Hauses der Tanzenden Jahre, das nicht auf dem Podest saß, war mein Herr selbst.

Als ich den Hals reckte und mich suchend umsah – Hakatri war gewöhnlich die Pünktlichkeit selbst –, bemerkte ich das

halbe Dutzend Gestalten, die am Fuß des Podests knieten und zu den Herrschern des Hauses der Tanzenden Jahre emporblickten wie Kriegsgefangene, die auf Gnade hofften. Die Sterblichen waren wirrhaarig und bärtig, wie bei den Männern dieses Volkes üblich, und trugen grobe Kleidung aus Wolle und Tierhäuten. Tatsächlich fand ich, dass sie mit ihrem ungekämmten Haar und den dicken Pelzjacken selbst ein wenig wie Tiere wirkten.

Der, den ich für ihren Anführer hielt, sah noch jung aus, war aber genauso struppig wie die Übrigen, und seine Augen wirkten klein und verschwiegen, verglichen mit den Augen der Zida'ya oder auch meines eigenen Volkes. Sein Haar und sein Bart waren von einem Feuerrot, wie ich es selten an einem Sterblichen gesehen hatte, so leuchtend, dass es gefärbt sein mochte. Auch glaubte ich, in seinem Gesicht etwas Offenes, Neugieriges zu sehen – eine Intelligenz, die sein primitives Äußeres Lügen strafte.

Amerasu die Schiffgeborene betrachtete die Fremden ebenfalls. Ihr Gesichtsausdruck war ruhig wie der einer Betenden. Die Sa'onsera trug ihre üblichen schlichten Gewänder, grau wie Regenwolken oder wie die weiche Brust einer Taube, aber sie machten sie nicht unsichtbar – im Gegenteil. Selbst ihr Gemahl, der große Iyu'unigato, oberster Protektor aller Zida'ya-Clans, schien neben ihr im Schatten zu verschwinden. Amerasus weises, sanftes Gesicht zog den Blick auf sich wie eine Kerzenflamme in einem dunklen Raum.

Jetzt hob sie die Hand, und die Versammelten verstummten. »Wir heißen Euch willkommen, Männer des Westens.« Ihre Stimme hatte lediglich Gesprächslautstärke, trug aber durch die ganze große Halle. »Ihr seid Gäste in unserem Haus und habt nichts zu befürchten.« Sie wandte sich an den jungen Anführer der Sterblichen. »Nennt uns Euren Namen und Euer Anliegen.«

Der Anführer der Delegation beugte den Kopf. »Danke, Majestät. Wir sind sehr dankbar, dass Ihr und Euer Gemahl bereit

seid, uns anzuhören. Es ist eine große Ehre, vor den König und die Königin der Zida'ya treten zu dürfen.«

Amerasus Lächeln war sanft, aber wer sie kannte, hätte darin vielleicht ein leises Flackern von Unbehagen bemerkt. »Das sind Sterblichtentitel, junger Mann, nicht unsere. Mein Gemahl ist der Protektor des Hauses der Tanzenden Jahre, und ich bin die Hüterin seiner Rituale. Unsere Entscheidungen haben nur so viel Macht, wie sie an Respekt genießen.«

Der Sterbliche verbeugte sich wieder. »Verzeiht unsere Unwissenheit, Herrin. Es ist lange her, dass jemand von meinem Volk hier im großen Asu'a war, und wir sind nicht vertraut mit Euren Gebräuchen. Nur unsere große Not veranlasst uns, Euch heute zu belästigen.«

»Ihr habt uns immer noch nicht gesagt, wie Ihr heißt und woher Ihr kommt«, half sie ihm auf die Sprünge.

»Was wollen sie?«, fragte ihr Gemahl, der oft mit den Gedanken woanders schien, auch wenn halb Asu'a vor ihm versammelt war. »Wissen wir das schon?«

»Verzeiht, Herr und Herrin.« Der Sterbliche wurde rot, für mich ein seltsamer Anblick: als hätte jemand in ihm ein Feuer entzündet, dessen glühender Schein durch die Haut seines Gesichts und seines langen Halses drang. »Ich bin Prinz Cormach, Enkelsohn König Goralachs aus dem Geschlecht von Hern dem Großen. Unser Königreich ist das Gebiet, das Ihr M'yin Azoshai nennt, am Rand der westlichen Berge – wie Ihr ja wisst, da diese Lande Herns Volk von Eurem Volk als freier Besitz gewährt wurden.«

Ich kannte diese alte Geschichte nur vage, aber Amerasus nickte. »Ja, die Übereignung dieser Lande an Hern den Jäger wurde von meinen Eltern bestätigt«, sagte sie. »Aber das sagt uns noch nicht, was Euch heute an unseren Hof führt.«

»Zögert nicht, uns Euer Anliegen zu verraten, Sterblicher«, sagte Ineluki mit einem breiten Grinsen. »Vielleicht findet Ihr ja

das Wetter auf Azoshas Berg zu unwirtlich und wollt dieses Land den Zida'ya zurückgeben.«

Der Bruder meines Herrn liebte es zu scherzen, obgleich er es sehr schnell übelnahm, wenn jemand anders seinen Witz an ihm erprobte. »Oder sind Eure Schafe in unsere Lande abgewandert?«

Der Sterbliche namens Cormach schien sich unsicher zu sein, ob er veräppelt wurde, und wandte sich eilends wieder an Amerasu. »Weder noch! Wir sind hierhergekommen, um vor Euch zu knien, Herr und Herrin von Asu'a, weil wir gegenwärtig in arger Bedrängnis sind. Nur aus diesem Grund sind wir hier.«

»Beunruhigt Euch nicht«, sagte Amerasu. »Mein jüngerer Sohn hat Gefallen daran, solche Scherze zu machen.« Sie bedachte Ineluki mit einem Blick, der zwar liebevoll war, aber auch deutlich sagte, dass sie es nicht billigte, Gäste auf den Arm zu nehmen, ob Sterbliche oder nicht. »Sagt uns offen, was Euch herführt, Prinz Cormach. Ich verspreche Euch, von jetzt an werdet Ihr höflich angehört.«

Wie alle, die dieser ungewöhnlichen Audienz beiwohnten, war auch ich ganz auf das Geschehen auf und vor dem Thronpodest konzentriert, und als mich plötzlich jemand am Ellbogen fasste, hätte ich vor Schreck fast aufgeschrien.

»Ich habe dich gesucht, Pamon«, flüsterte mein Herr Hakatri, der so lautlos wie ein Schatten neben mir aufgetaucht war. »Wo hast du denn gesteckt?«

»Hier, wie es mir Nali-Yun von Euch bestellt hat.«

Hakatri schüttelte ärgerlich den Kopf, lächelte dann aber. »Ich habe diesem jungen Strolch gesagt, ich wolle dich vor der Halle treffen. Ich habe dort eine ganze Weile gewartet.«

»Das tut mir sehr leid, Herr. Wenn Ihr wollt, werde ich Euch helfen, ihn zu erwischen und zu verprügeln. Er hat den Verstand eines Grashüpfers, dieser Kerl.«

»Ah«, sagte Iyu'unigato von seinem Sitz auf dem Podest aus.

»Wie ich sehe, ist nun auch das letzte Mitglied unserer Familie eingetroffen. Komm her zu uns, Hakatri.«

»Wir reden später, Pamon«, flüsterte mein Herr und zwängte sich dann durch die Menge zu seiner Familie durch. Die Sterblichen betrachteten ihn respektvoll, als er an ihnen vorbeikam. Kein Wunder: Viele Sterbliche kannten ihn oder jedenfalls seinen Ruf. In Person war er beeindruckend, groß und anmutig, mehr Kind seiner Mutter als seines Vaters. Ineluki hingegen kam ganz nach seinem Erzeuger Iyu'unigato, mit ausdrucksvollem Gesicht und großen Augen, die unschuldig oder spitzbübisch wirken konnten. Aber bei Ineluki konnte man weder dem einen noch dem anderen Ausdruck wirklich trauen.

»Ich bin froh, dass du es zu uns geschafft hast, mein Sohn«, sagte Amerasu, als mein Herr sich auf einen Platz in ihrer Nähe setzte. »Die Herolde sagten, die Bitte, die diese Gesandten überbringen, sei keine Kleinigkeit.«

»Entschuldigung«, sagte Hakatri. »Es gab ein Missverständnis.«

»Wir sind jetzt also alle hier – aber warum?«, fragte sein Vater Iyu'unigato. »Wir wissen immer noch nicht, was diese Sterblichen von uns wollen.«

»Wir erflehen Eure Hilfe, Herr«, antwortete der Sterblichenprinz. »Wir kommen im Namen unseres Volks – des Volkes Herns –, dem Ihr das Land zuerkannt habt, das einst der Edlen Azosha gehörte. Und ich fürchte, wir bringen schlimme Nachrichten.« Er zögerte, als wollte er die nächsten Worte nicht aussprechen. »Einer der großen Würmer ist wieder aus dem Norden herabgekommen.«

Bei seinen Worten sahen sich viele in der Halle beunruhigt an.

»Ein großer Wurm?«, sagte Iyu'unigato. »Seid Ihr sicher?«

»Viel eher doch wohl ein unbedeutender Spross der älteren Drachen«, sagte Ineluki mit einer wegwerfenden Handbewegung – *aufgebauschte Kleinigkeiten*. »Irgendein kriechender Schlüpfling,



der den Sterblichen Angst eingejagt hat, weil sie so etwas noch nie gesehen haben.«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr«, sagte Cormach. »Aber wenn wir auch im Vergleich zu Eurem Volk kurzlebig sind, haben wir Hernalte doch eine sehr weit zurückreichende Überlieferung, die guten Teils im Wissen Eures Volkes wurzelt. Dies ist nicht irgendein Schlüpfling. Es ist einer der großen Lindwürmer – einer vom alten Blut. Tatsächlich habe ich ihn mit eigenen Augen gesehen. Es ist ein Kalter Drache, schwarz wie ein Käferpanzer, und wenn er von der Nase bis zur Schwanzspitze auch nur eine Handbreit weniger misst als zwei Dutzend Schritt, dann will ich mein Schwert abgeben und Priester werden. Wir sagen Euch, es ist das Ungeheuer, das Ihr *Hidohebhi* nennt – der Schwarzwurm.«

Bei der Schilderung eines so großen Lindwurms ging ein erstauntes – und auch besorgtes – Flüstern durch die große Halle. Der lange Konflikt, genannt der Drachenkrieg, hatte vor vielen Großjahren geendet, wenn auch der Kampf gegen die Lindwurmbrut immer noch andauert. Keines der ältesten, schrecklichsten Ungeheuer war mehr südlich der Schneefelder gesichtet worden, seit Aisoga die Hochgewachsene und hundert Krieger aus Asu'a und Anvi'janya den mächtigen Weißen Drachen der nördlichen Einöde vernichtet hatten, damals in Senditus Zeit.

»Das ist unwahrscheinlich«, erklärte Ineluki. »Diese grässliche Kreatur wurde schon mindestens hundert Eurer Sterblichenjahre lang nicht mehr gesehen und war auch zuvor nie südlich der Schneefelder unterwegs. Nein, ich glaube wirklich nicht, dass *Hidohebhi* noch am Leben ist.«

»Ich habe das Monster gesehen, das wir in unserer Sprache ›*Drochnathair*‹ nennen«, sagte Cormach düster, »und für mich kann es nicht den leisesten Zweifel geben, dass es der sagenumwobene *Hidohebhi* ist. Alles andere wäre noch schrecklicher – mögen die Götter verhüten, dass mehr als ein solches Ungeheuer existiert!« Er schüttelte den Kopf. »Vor mehreren Monden kam

der Drache und bezog sein Versteck in einer Schlucht am Silberweg, am Ostrand unserer Lande – unsere Leute nennen diesen Ort jetzt das Tal der Schlange. Der Wurm hat die umliegenden Hügel allen Lebens beraubt und wagt sich nun auf der Suche nach Beute jeden Tag weiter nach Süden. Unsere Weidetiere, unsere kostbaren Kühe und Schafe, verschwinden selbst von Hochweiden, die Meilen von diesem verfluchten Tal entfernt sind. All unsere Leute sind aus der Umgegend geflüchtet und fürchten sich, zu Fuß oder zu Pferd den Silberweg zu nehmen. Die Ankunft des Ungeheuers hat unser kleines Königreich halbiert. Ich fürchte, wenn nichts getan wird, um diese Kreatur zu töten oder zu vertreiben, wird sie mein Volk vernichten.«

»Aber warum kommt Ihr mit dieser Nachricht zu uns hier im fernen Asu'a?«, fragte Iyu'unigato mit einem leichten Stirnrunzeln. »Was ist mit Enazashi und seinem Silberheim-Clan? Mezutu'a ist doch nur zwei Tagesreisen von da entfernt, wo, wie Ihr sagt, die Kreatur ihr Versteck hat. Enazashi ist ein mächtiger Grundherr mit Tausenden eigener Leute. Was ist mit denen?«

Cormach schüttelte wieder den Kopf. »Enazashi will uns nicht sehen. Er und seine Leute mögen keine Sterblichen, schon gar nicht mein Volk. Sie sind wohlgeschützt innerhalb der Bergwände Silberheims, und ansonsten kümmert ihn nichts.«

Iyu'unigato schien des Ganzen schon müde. Der reservierte Vater meines Herrn hatte für die Aufgaben des Regierens noch nie viel übriggehabt, er zog es vor, seine Zeit in kontemplativer Zurückgezogenheit zu verbringen. »Aber was geht uns das alles an?«, fragte er. »Ihr habt uns immer noch nicht gesagt, warum Ihr nach Asu'a gekommen seid.«

»Ich glaube doch«, sagte Amerasu, aber er schien sie nicht zu hören.

»Liegt es nicht auf der Hand, großer Protektor?«, sagte Cormach flehend. »Die Herren von Asu'a, Eure Vorfahren, haben uns diese Lande gegeben. Jetzt erbitten wir Eure Hilfe bei ihrer

Verteidigung, denn dieser Bedrohung sind wir nicht gewachsen. Wer von uns Sterblichen hat je einen der Großen Würmer getötet oder auch nur den Kampf mit einem überlebt?«

»Wir haben immer noch bloß das Wort von Sterblichen, dass es ein solcher ist«, sagte Ineluki, wieder mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Von Sterblichen, die zugeben, wenig von Drachen zu wissen, seien es Große Würmer oder sonstige.«

Der Sterblichenprinz sah ihn an. Einen Moment lang schien Cormach kurz davor, die Beherrschung zu verlieren, doch als er sprach, war seine Stimme ruhig. »Ein Mann braucht nicht niedergestochen zu werden, edler Ineluki, um zu wissen, dass ein Messer scharf ist.«

Iyu'unigato hob entnervt die Hände. »Dieses Gerede führt doch nirgends hin. Hakatri, mein Sohn, du hast noch gar nichts gesagt. Was meinst du?«

Ich vermutete, dass mein Herr geschwiegen hatte, weil ihn das Gespräch beunruhigte. Er stand jetzt auf und sagte: »Ich meine, es ist etwas, worüber wir uns Gedanken machen sollten. Meine Großeltern haben den Sterblichen das Recht auf Azoshas alte Lande zugestanden – niemand hier kann das bestreiten. Und wichtiger noch, wenn dieses Ungeheuer wirklich Hidohebbi – oder irgendein anderer Großer Wurm – ist, dann ist es eine Gefahr für alle, nicht nur für Sterbliche. Aber was mich besorgt, ist, dass Enazashi nichts mit der Sache zu tun haben will.«

»Enazashi ist wie einer dieser Krebse, die ein Gehäuse bewohnen, das jemand anders hinterlassen hat«, sagte Ineluki. »Solange er geschützt ist, kümmert ihn die Sicherheit anderer nicht.«

Amerasu wies ihn sanft zurecht. »Der Herr von Silberheim hat seine Tapferkeit manches Mal bewiesen, mein Sohn. Er hat Riesen mit eigener Hand getötet, ohne eine andere Waffe als seinen Speer. Der Mut Enazashis und seiner Leute steht hier nicht zur Debatte. Die entscheidende Frage lautet vielmehr: Welche Verantwortung hat das Haus der Tanzenden Jahre gegenüber Herns

sterblichen Nachfahren in den Landen, die ihnen meine Eltern zuerkannt haben?»

»Wenn Ihr meint.« Ineluki stand auf und verbeugte sich zu ihr hin. »Aber mir erscheint diese Debatte über Verantwortung törricht. Man sagt uns, ein Wurm ist in die Westmark herabgekommen und versteckt sich in den Wogenden Hügeln.« Er breitete die Arme aus, als nähme er eine Ehrbezeugung entgegen. »Ich werde mit diesen Sterblichen dorthin reiten und die Kreatur eigenhändig erledigen. Das scheint doch eine angemessene Aufgabe für einen Spross des Hauses der Tanzenden Jahre.« Er wandte sich an Prinz Cormach. »Wir brechen morgen auf, Sterblicher. Ich habe selbst einen Speer, und wenn er mir auch noch keinen Ruhm gebracht hat« – er sah kurz zu seiner Mutter hinüber, als hätte ihn ihre Verteidigung Enazashis geärgert –, »scheint es doch eine gute Gelegenheit, seine Qualitäten zu erproben ... und meine auch.«

»Setz dich hin, Ineluki.« Sein Vater, der Protektor, verbarg seinen Unmut nicht. »Das ist jetzt nicht der Moment für Prahlerei.«

»Es ist keine Prahlerei, wenn es verwirklicht wird.« Ineluki war jetzt in einer seiner seltsamen Stimmungen: Sein Lächeln schien kaum mehr als ein Zähnefletschen. »Traut Ihr mir nicht, Vater? Haltet Ihr mich eines solchen Heldenstücks nicht für fähig?«

»Schon deine Wortwahl zeigt, dass du nicht verstehst, worum es geht.« Iyu'unigato war nun doch noch ganz bei der Sache. »Einen Großen Wurm zu töten, ist nicht, wie einen wilden Eber zu jagen oder auch einen Riesen zu erschlagen. Also setz dich jetzt hin, während ich mich mit deiner Mutter berate.«

Der jüngere Bruder meines Herrn sank auf seinen Stuhl zurück, doch es war offensichtlich, dass Iyu'unigatos Worte seinen Zorn nicht abgekühlt, sondern im Gegenteil angefacht hatten. Sein hübsches Gesicht war verkniffen, die Zähne aufeinandergepresst, die leuchtendgoldenen Augen verengt. Er sah aus, konnte ich nicht umhin zu denken, als ob eine Handvoll Zun-

der in Flammen aufgehen würde, wenn sie mit ihm in Berührung käme. Mein Herr neben ihm schien ungerührt, doch Hakatri verstand es von jeher besser als sein jüngerer Bruder, seine Gefühle zu verbergen.

»Die Versammelten mögen sich jetzt zerstreuen«, verkündete Iyu'unigato. »Bringt die Sterblichen in den Besucherhof und sorgt dort für ihr Wohlergehen. Die Sa'onsera und ich werden dieses Gespräch morgen wieder aufnehmen und dann eine Entscheidung bekannt geben.«

Nach dem Ende der Audienz fand ich Hakatri im Gespräch mit Tariki Scharfauge, einem Freund aus seiner Generation, der ihm näherstand als irgendjemand sonst, ausgenommen sein Bruder Ineluki.

»Wie du weißt, Pamon, reiten wir morgen auf unsere eigene Jagd«, sagte Hakatri, als ich zu ihnen stieß. »Eine Familie von Riesen ist in den Lichtegrund herabgekommen und treibt sich jetzt im Wald auf der anderen Seite von Shi'ikis Forst herum. Sind meine Pferde bereit?«

»Ja, Herr. Gischtkrone hat gestern ein bisschen gelahmt, aber ich glaube, es war nur ein Stein im Huf. Trotzdem solltet Ihr wohl besser Frostschweif reiten.«

»Ich wollte, mein Waffenträger wäre so gewissenhaft wie deiner«, sagte Tariki lachend, und ich gestehe, dass es mich stolz machte. »Vielleicht sollte ich mir auch einen Tinukeda'ya zulegen.«

Hakatri klopfte mir auf die Schulter. »Es gibt nur einen Pamon Kes«, sagte er, »und der ist meiner. Der erste seiner Art, dem ein Waffenträgerwimpel zuerkannt wurde.«

Während ich mich noch in dem Lob sonnte, kam die wilde kleine Tochter meines Herrn, Likimeya, auf uns zugerannt. Sie jagte einen Vogel und schwang dabei einen Stock wie ein Schwert. Mein Herr fing sie ein, hob sie hoch und presste sein Gesicht an

ihre Wange, während sie fröhlich zappelte und sich loszumachen versuchte, um weiter Vögel jagen zu können. Hakatris Gemahlin Briseyu von den Silberzöpfen kam und nahm ihm die Gefangene ab, dann berührten sie und ihr Mann sich mit den Fingerspitzen. Außerhalb von Asu'a ist Briseyu vor allem für ihre Schönheit berühmt, aber sie ist Hakatri rundum eine passende Gefährtin, an Klugheit wie an Unvoreingenommenheit.

»Vielleicht solltest du deine Jagd verschieben, mein Gemahl«, sagte sie. »Wenigstens um ein paar Tage, bis diese Gesandtschaft von Sterblichen Antwort erhält. Dein Bruder scheint sehr erregt, und ich gestehe, die Gerüchte über diesen Wurm beunruhigen auch mich.«

Der Freund meines Herrn, Tariki, entschuldigte sich, damit die beiden unter sich wären, aber ich konnte mich nicht so leicht entfernen, ohne dass mein Herr es mir erlaubte, und ich schaffte es nicht, seine Aufmerksamkeit zu erlangen.

»Meine Liebe«, sagte Hakatri zu Briseyu, »wenn ich meine Pflichten immer verschieben wollte, sobald Ineluki sich irgendwelche Grillen in den Kopf setzt, bekäme ich nichts mehr getan. Wir wissen doch beide, mein Bruder wird noch eine Weile vor sich hin kochen, weil meine Eltern ihn zurechtgewiesen haben, aber er wird sich schon bald wieder beruhigen. Das ist doch immer so.«

Briseyu schüttelte den Kopf – nicht wirklich verneinend, eher beunruhigt. »Ich hoffe, du hast recht, aber nicht deshalb bitte ich dich zu warten. Ich habe zwar nicht die Gabe der Vorhersicht wie deine Mutter, aber bei Inelukis Gerede über den Wurm bin ich erschrocken wie noch nie.« Sie ließ jetzt die kleine Likimeya aus ihren Armen hinabklettern. Das Kind hockte sich zu Füßen seines Vaters hin und begann, mit den Schnürriemen seiner Stiefel zu spielen.

»Erschrocken?«, fragte er.

»Es war eine plötzliche Angst, aber so real wie nur irgendetwas

am heutigen Tag. Ich hätte beinahe das Kind fallen lassen, so eiskalt ist es durch mich hindurchgefahren.«

»Und wovor hast du Angst?«

»Ich weiß es nicht genau, mein Gemahl – ich bin keine Propheetin. Aber ich fürchte um deinen Bruder, und ich fürchte diesen Wurm.«

Hakatri versuchte zu lächeln. »Du fürchtest um Ineluki? Das ist ja mal was Neues. Gewöhnlich gelten deine Ängste doch mir.«

Sie schüttelte den Kopf. »Verstehst du nicht, wie heftig mein Schreck war? Und wie könnte etwas, das deinem Bruder widerfährt, nicht auch dich betreffen – und mich und unser Kind?«

Ich fühlte mich wie ein heimlicher Lauscher, aber ich konnte ja nichts machen. Ich sah, wie mein Herr ihre Hand nahm. »Glaubst du, ich würde zulassen, dass ihm etwas widerfährt? Und glaubst du, ich würde tatenlos zusehen, wie dir und unserer Tochter etwas geschieht?«

»Nicht freiwillig.«

»Dann bring deine Ängste zum Schweigen, wenn du kannst, und hab ein bisschen Vertrauen in deinen Ehemann ... und in meine Eltern. Sie werden keine überstürzte Entscheidung treffen. Und ein Wurm ist nur ein Wurm, so schrecklich er auch sein mag. Unsere Leute haben viele solcher Würmer besiegt.«

Sie schüttelte wieder den Kopf, und diesmal wirkte es resignativ. »Ich fürchte nicht den Drachen selbst. Ich fürchte, was von ihm kommen wird.«

»Ich kann dir nicht folgen«, sagte er und sah sich um. »Du wirst mir deine seltsame Angst genauer erklären müssen, wenn sie nicht bald wieder verschwunden ist. Apropos verschwunden ... wo ist unsere Tochter?«

Briseyu sah auf. »Dort ist sie, am oberen Ende der Treppe.« Sie seufzte. »Wenn ich sie nicht zurückhole, wird sie gleich drunten im Teich der Drei Tiefen wild um sich platschen. Aber wir sollten noch weiterreden.«